

KINO

# Ritter des heiligen Ernstes

Hollywoods Superhelden verlieren den Humor. Wie in den letzten Batman- und James-Bond-Filmen herrscht nun auch im Blockbuster „Terminator – Die Erlösung“ große Verbissenheit.

**M**anche Menschen gehen zum Lachen in den Keller. Zu dieser Kategorie gehört Christian Bale nicht. Der Hollywood-Star macht eher den Eindruck, als ginge er zum Lachen in den Atombunker. Bale wirkt derartig schlechtgelaunt, dass man fürchtet, schon Kopfschmerzen zu bekommen, wenn man ihm nur die Hand reicht.

Noch nie hat Hollywood einen Schauspieler so entschlossen zum Erlöser der Menschheit stilisiert wie den gebürtigen Waliser Bale, 35. In gleich zwei Blockbuster-Reihen darf er antreten: Als Batman kämpfte er bereits in zwei Filmen gegen Korruption und Verbrechen. Nun spielt er im neuen, angeblich 200 Millionen Dollar teuren „Terminator“-Spektakel den Rebellenführer John Connor, der im Jahr 2018 nach der nuklearen Katastrophe den Rest der Menschheit davor bewahren soll, von Maschinen vernichtet zu werden.

Aber macht ihm das bessere Laune? Von wegen.

Im Juli 2008 sitzt Bale in einem dreckigen Kampfanzug bei den Dreharbeiten zu „Terminator – Die Erlösung“ in der Wüste von New Mexico, neben ihm sein Regisseur Joseph McGinty Nichol, kurz McG genannt. Sie sehen zu, wie ein Darsteller vor ihnen im Fluss mit einem „Hydrobot“ ringt, einer Wasserschlange aus Metall. McG feixt und juxt, doch Bale sitzt dumpf brütend auf seinem Hocker und stiert vor sich hin.

Zehn Tage später wird er in London von der Polizei verhört. Seine Mutter und seine Schwester haben ihn der Körperverletzung bezichtigt. Später wird die Anzeige fallengelassen.

Zum Zeitpunkt des Verhörs läuft Bales aktueller Batman-Film weltweit gerade ein paar Tage in den Kinos. „The Dark Knight“ hat da schon mehr als 200 Millionen Dollar eingespielt; am Ende wird es weltweit mehr als eine Milliarde sein. Bale ist der größte Star auf diesem Planeten, in der Rolle eines Rächers, der keine Verwandten kennt.

Der Star, der als soziopathischer Killer in der Bret-Easton-Ellis-Verfilmung „American Psycho“ 2000 den Karrieredurchbruch schaffte und sich vier Jahre später für die Rolle eines depressiven Fabrikarbeiters in „Der Maschinist“ mehr als 30 Kilogramm herunterhungerte, scheint seine Figuren jenseits der Leinwand weitzerzuspielen.



„Terminator“-Star Bale: Die Welt zu retten ist ein dreckiger Job, der keinen Spaß machen darf

Die Tonaufzeichnung eines unkontrollierten Wutausbruchs, den sich Bale bei den Dreharbeiten zum neuen „Terminator“-Film erlaubte, ist seit Monaten ein Renner auf YouTube. Sogar zu einem Rap-Song wurde die Tirade, bei der alle paar Sekunden das Wort „fuck“ fällt, schon zusammengemixt.

Entspannt wirkte Bale tatsächlich noch nie. Schon die Batman-Rolle hat er mit derartiger Verbissenheit in Angriff genommen, als kämpfte er weniger gegen die Bösen dieser Welt als vielmehr gegen seinen Vorgänger George Clooney an. Der hatte den Fledermaus-Helden mit Coolness, Witz und erigierten Brustwarzen gespielt. Ironie? Blasphemie!

Und nun „Terminator – Die Erlösung“. Der Film, der kommenden Donnerstag anlauft, ist der vierte der Serie, die 1984 mit James Camerons Klassiker „Terminator“ begann. Wieder gibt es einen großen Vorgänger zu bekämpfen, diesmal Arnold Schwarzenegger, der in den ersten drei „Terminator“-Filmen die Figur des titelgebenden Roboters mit viel Muskelkraft, rauem Charme, steirischem Zungenschlag und markigen Sprüchen wie „Hasta la vista, baby!“ zu einer Ikone der Popkultur gemacht hatte.

Die Schwere der Aufgabe, als John Connor die Welt zu retten und gleichzeitig den großen Arnie vergessen zu machen, sieht man Bale in jeder Szene des neuen Films an: Die Augen wirken wie die Mündung einer doppeläufigen Flinte, das Gesicht ist völlig reglos, ab und zu quellen ein paar Dialogbrocken aus dem weitgeöffneten

Mund. In den fast zwei Stunden, die der Film dauert, lächelt Bale kein einziges Mal.

Tatsächlich ist er inzwischen so etwas wie Hollywoods erster Kreuzritter im Kampf für einen heiligen Ernst, der sich in immer mehr Filmen breitmacht. Selbst der notorische Witzbold Will Smith durfte in seinem letzten Action-Blockbuster „Hancock“ (2008) nur zu Anfang einen Superhelden parodieren, den es zutiefst langweilt, die Welt zu retten. Dann entwickelte sich der Film zu einem tränenreichen Melodram mit striktem Scherzverbot.

Ja, die Welt zu retten, das ist in harten Zeiten wie diesen ein verdammt dreckiger Job, der niemandem Spaß machen darf, nicht einmal James Bond. Im letzten 007-

Abenteuer „Ein Quantum Trost“ (2008) spielte Daniel Craig den Superagenten als extrem grimmigen, rachsüchtigen Berserker. Wo waren sie hin, die Lässigkeit, der Charme, der Esprit, die Schlagfertigkeit, all die Eigenschaften, für die Milliarden von Zuschauern 007 von jeher bewundert haben?

Die heutigen Superhelden, so scheint es, dürfen nicht mehr über den Dingen stehen; mittendrin müssen sie stecken, im Sumpf des Verbrechens und im Dickicht der Gefühle. Wir Zuschauer dürfen nicht mehr bewundernd zu ihnen aufblicken; auf menschliches Maß geschrumpft, stehen sie uns nun in Augenhöhe gegenüber und wirken auf einmal erschreckend langweilig.

Es gibt gute Gründe, den psychologischen Realismus an sich für einen Irrweg des Kinos zu halten; im Genre des Superhelden-Films führt er ganz sicher ins Ver-

Gerade bekam auch einer der Helden aus der höchst erfolgreichen „X-Men“-Reihe, die auf den gleichnamigen Marvel-Comics beruht, einen biografischen Unterbau gezimert. „Wolverine“ rekapituliert den Lebensweg des von Hugh Jackman gespielten unsterblichen Krallenmannes, der nie die Wut verliert.

Der Film folgt dem Helden vom amerikanischen Bürgerkrieg über Vietnam bis ins Nigeria der Gegenwart und macht ihn dabei Schritt für Schritt kleiner, indem er ihn zu erklären versucht: Seine Frau wurde ermordet, jetzt muss er sie rächen. Doch Wolverine ist das Tier im Manne. Wer will wirklich wissen, wie der Mann zum Tier wurde?

Es macht die Helden gerade nicht komplexer, wenn sie mit starken Gefühlen ausgestattet werden. Im Gegenteil, in ihrer Getriebenheit wirken sie besonders ein-

Augenzwinkern hat Christian Bale jedoch gar nicht im Repertoire; er blinzelt nicht mal. Als Rebellenführer der Menschen wirkt er weit weniger menschlich als Schwarzenegger in der Rolle des Roboters. Ehe man von einem Mann befreit wird, der ständig so schwer atmet wie Bale, würde man vielleicht doch lieber von Maschinen regiert werden.

Doch in Hollywood haben mittlerweile die Fans das Sagen, und die verstehen oft gar keinen Spaß. Auf der Unterhaltungsmesse Comic-Con in San Diego musste sich Regisseur McG von mehr als 6500 eingefleischten „Terminator“-Fans die Absolution holen, den vierten Film der Serie inszenieren zu dürfen (SPIEGEL 34/2008). Sie waren ihm gegenüber extrem miss-trauisch, weil er zuvor bei knallbunten Girlie-Filmen wie „Drei Engel für Charlie“ Regie geführt hatte.

Insbesondere bei großen, aufwendigen Franchise-Projekten wie den Batman-Filmen oder den „Star Trek“- und „Terminator“-Spektakeln richten sich Hollywoods Produzenten immer stärker nach den vielen Millionen Fans, die sich inzwischen über das Internet zusammenschließen und deshalb unaufhörlich an Marktmacht gewinnen.

Und diese Fanatiker fordern einen unbedingten Ernst gegenüber den Helden, mit denen sie groß geworden sind – und deren Welt für sie oft eine Ersatzwirklichkeit ist.

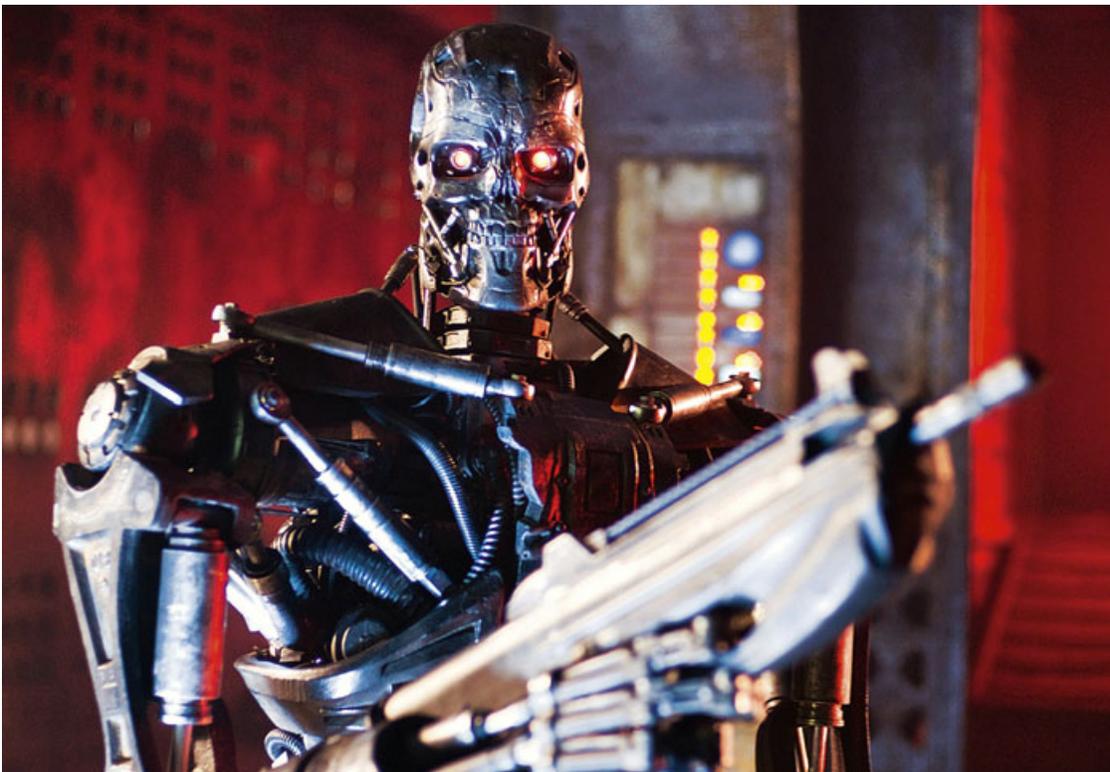
Deshalb bemühen sich Regisseure wie McG nach Kräften, selbst die Zukunftswelt der „Terminator“-Serie so realistisch wie möglich ins Bild zu setzen. Grau, schäbig und trostlos muss sie sein, damit „die Zuschauer einen echten Bezug zu ihr haben“. Wieso eigentlich? Sollte ein futuristisches Spektakel sein Publikum nicht gerade in eine fremde Welt hineinkatapultieren, statt die Wirk-

lichkeit der Zuschauer auf die Leinwand zu verlängern?

Wie schon der letzte Batman-Film „The Dark Knight“, der pseudointellektuell über den Unterschied zwischen Gut und Böse reflektierte, überhebt sich auch „Terminator – Die Erlösung“, weil er nebenbei noch die ganz großen Menschheitsfragen beantworten will. „Was einen Mensch zum Menschen macht, steckt nicht in einem Chip“, raunt am Ende ein Zwitter aus Mensch und Maschine. Ob das auch für Christian Bale gilt?

Immerhin – an dieser Stelle ist der Film zum ersten Mal richtig lustig: weil das Pathos in Lächerlichkeit umschlägt.

LARS-OLAV BEIER



Szene aus „Terminator – Die Erlösung“: Die Roboter wirken lebendiger als der menschliche Held

derben. Doch auf einmal werden Batman, Bond, Spider-Man und Co. von den Drehbuchautoren allerlei traumatische Erlebnisse angedichtet. Bale, schon als Batman Vollwaise, brüllt im neuen „Terminator“-Film: „Du hast versucht, meine Mutter zu töten, und du hast meinen Vater getötet – aber mich wirst du nicht töten.“

Vulgär-Freudianismus, wohin man schaut: Im neuen „Star Trek“-Abenteuer, das die Vorgeschichte der altgedienten Fernsehserienhelden erzählt, kommt Captain Kirk genau in dem Moment zur Welt, in dem sein Vater beim Angriff eines feindlichen Raumschiffs einen heldenhaften Opfertod stirbt. Kirk muss also schon als Neugeborener in große Fußstapfen treten.

dimensional. Sie sind so emotional aufgeladen, dass ihnen der Humor vergeht – und das lässt die Filme verarmen. Denn wer Witz hat, kann sich über die Dinge lustig machen, muss es aber nicht; wer keinen hat, ist gezwungen, alles ernst zu nehmen.

Schwarzenegger war in der Rolle des Terminators zum populärsten und bestbezahlten Star Hollywoods geworden, weil er die Rolle mit einem Augenzwinkern gespielt hatte. Wenn er sein berühmtes „I’ll be back!“ zwischen den Lippen hervorstieß, gingen Lachsalven durch den Saal. Erst seine Bereitschaft, sich selbst zu veralbern, machte den Terminator sympathisch. „Alle guten Dinge haben etwas Lässiges“, hat Friedrich Nietzsche gesagt.